

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **27 (1945)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
und des
Schweizerischen Stiielen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft 'Schweizer Frauenblatt', Zürich
Inzeraten-Annahme: August Striehl & Co., Godefridstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Volkshoch-Skonto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur AG, Telefon 2 22 52, Volkshoch-Skonto VIII B 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inzerationspreis: Die einseitige Wer-
bungszeile oder auch deren Raum 16 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Stellamen: Schweiz 46 Rp., Ausland 75 Rp.
Chiffregebühr 50 Rp. / keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschüssen der In-
zerate - Inzeratenchluss Montag abend

Monatspreis: Für die Schweiz per
Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Monatspreis pro Jahr Fr. 16.—
Einzelnummern kosten 20 Rappen / Gehält-
lich auch in sämtlichen Bahnhöfen / Rück-
sendungs-Einsparungen auf Postkassen-
Konto VIII b 58 Winterthur

Die Frau im Erwerbsleben

(I.M.) Im Rahmen des Orientierungskurses, wel-
cher vom Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht
im Kanton Zürich durchgeführt wurde, gab Frau Dr.
Margareta Schwaiger, Bern, ein
prägnantes Bild der Frau im Erwerbsleben.
Grund ihrer Rede über das gesamte, heute
bisher Problemfeld berührende statistische Material
vermochte die Referentin die Fragen, welche mit dem
Erwerbsleben der Schweizerin zusammenhängen, in
ihrer ganzen Tragweite aufzurollen und zu beant-
worten. Das Gesamtanliegen des Vortrages liegt beruhen
im Interesse der Frauen, daß wir einige seiner
Grundgedanken erläutern müssen.

„Die Frau gehört ins Haus“, hören wir je und je.
Damit wäre nach der Meinung vieler den Männern
Arbeit und den Frauen ein idyllisches Heim gesichert.
Aber gerade die Erfüllung dieser Wünsche vermochte
die Beschränkung der Frauen auf Haus feineswegs
mit sich bringen. Im Gegenteil! Wenn sich die Frauen
nämlich ausschließlich der Hausarbeit widmen
würden, stünde bald unsere Wirtschaft still. Und da-
mit würde Arbeit und idyllisches Heim erst recht in
unvergleichlicher Ferne entzückt.

Denn bekanntlich ist unser Land am bittersten
an Arbeitslosen, aber reich an Arbeitskräften. Dieser
Tatsache muß unsere Wirtschaft Rechnung tragen und
hat ihr auch bereits Rechnung getragen. Steht doch
eine riesige Anzahl von Frauen im Erwerbsleben,
m u ß darin stehen, wenn nicht alles aus den Fugen
gehen soll.

Die statistischen Erhebungen (für einen gesamt-
schweizerischen Überblick müssen wir auf diejenigen von 1929
zurückgreifen) zeigen uns, daß schätzungsweise ein gutes
Drittel der Schweizerinnen erwerbstätig ist. In
Wirtschaftlich nehmen jedoch die Frauen weit über
einen Drittel hinaus an der nationalen Arbeit teil
und dies sogar auch dann, wenn man die riesige Ar-
beit der Schweizerinnen im eigenen Hausfall nicht
einmal zählt. Denn zu jenem Drittel haben wir
erst noch zahlreiche Bäuerinnen und einen
großen Teil derjenigen Frauen hinzuzuzählen, welche
jahrtausendlang weit über die hauswirtschaftlichen
Belange hinaus im Betriebe ihres Gatten
wesentliche Arbeit leisten. Diese Mitarbeit fällt um
lo stärker ins Gewicht, als häufig eine spezielle be-
sondere Qualifizierung dazu nötig ist. (Denken wir
nur etwa an die kaummännlichen gebildete Frau, welche
die gesamte Buchhaltung, Korrespondenz und all den
ganzen Lebensbereich im Geschäfte ihres Gatten
erledigt.)

Damit wir aber einen richtigen Überblick über
die von den Schweizerinnen geleistete produktive Ar-
beit haben, damit wir die Wichtigkeit dieser weiblichen
Arbeit genau erfahren können, ist es unerlässlich,
daß sich die im Geschäfte oder Gewerbe des Mannes
arbeitenden Frauen bei Abzählungen nicht schlechter-
dings als Hausfrau eintragen, sondern genauer Auf-
schluß über ihre Arbeit geben. Haben sich doch bei
pietätsweise bei der jüngsten Volkszählung die Bäu-
erinnen des ländlichen Kantons Argau größtenteils
zurückgezogen als „Hausfrauen“ bezeichnet. Wo
fehlt es da? Es fehlt nicht an den Ertrags-
leistungen allein, sondern auch an einer wirtschaftlichen
Mitwirkung in den Kommissionen, welche die bei der

Abzählung verwendeten Fragebogen aufstellen. Eine
Mitwirkung von Frauen würde gewiß sehr dazu
beitragen, die Arbeit der Schweizerin differenzierter
zu erfassen.

Wenn sich nun diese ungezählten Frauen, welche
weit mehr als ein Drittel aller Schweizerinnen um-
fassen, entschließen sollten, wirklich ins Haus zu-
rückzukehren, wenn jede Angestellte und Arbeiterin
sich ausschließlich mit dem eigenen Haushalt be-
schäftigen wollte, wenn die Bäuerinnen weder auf
Feld, noch auf den Markt gehen wollten — die Ka-
tastrophe wäre da. Bergengenügend wir uns noch,
daß allein ca. 150 000 Frauen in der Industrie, ca.
100 000 in kaufmännischen Berufen, ca. 270 000 als
Bäuerinnen und Tausende und Abertausende in an-
deren Berufen produktiv arbeiten!

Und was würde bei dieser „Heimreise“ aus
den lebigen, vermittelten und geschiedenen Frauen?
Wir wollen auf Hypothesen gerne verzichten, weil
uns die Geschäfte Schulbeispiele derjenigen Lage gibt,
welche dann eintreten würde. Vor wenigen Jahr-
hunderten liegen die Zünfte im Kanton Bern es sich
angelegen sein, die Frauen aus dem normalen Er-
werbsleben auszusperren. Das Resultat war eine
totale Verarmung ganzer Landstriche und — ein
Haar von Vetterinnen. Das Elend nahm ein solches
Ausmaß an, daß die Regierung — paradox genug —
staatliche Manufakturen einrichtete, um den
Männern, aus dem Erwerbsleben ausgeschalteten
Frauen Verdienstmöglichkeiten zu bieten.

Die Frau, welche „ins Haus gehört“, gehört also
erzählt, sehr ernstlich ins Erwerbsleben. Dagegen ge-
hört sie nicht wie gegenwärtig noch beängstigt oft
in die untergeordneten und schlechtesten Stel-
lungen, um dort erst noch schlechter als der Gleich-
wertige leistende Mann bezahlt zu werden. Die
Frauen sollen auch nicht zu den Verschnittenen gehören,
die im Notfall einspringen müssen, in den normalen
Verhältnissen hingegen wegzeln, in oft mit Spott be-
geladeter, „Blas machen“ sollten.

„Wer sind wir?“ — D' Fraue löstet nienies j und
schaffe für nit.“

Diese bitteren Worte einer Tramilleitende — nein
nicht etwa in bezug auf ihre Entlohnung, welche ihr
schon bei der Einstellung in Aussicht gestellt wurde,
sondern zu dem Spott, welcher ihr von den männ-
lichen Kollegen bei ihrem Berufsständtritt reichlich
besandt wurde — liegen ungezählten, arbeitenden
Frauen unausgesprochen auf der Zunge.

Man denkt heute so viel und ernst an den sozialen
Fragen und an die Verwirklichung der sozialen De-
mokratie. Welche Ziele können nur erreicht werden,
wenn — wo schon der Grundbaß des Leistungsgesetzes
gilt — er auch auf die Arbeit der größeren Hälfte der
Bevölkerung, auf die Frauennarbeit, Anwendung fin-
det und wenn die Frauen ihren Gatten entsprechende
Posten besetzen können. Letzteres wäre gerade das
notwendigste von Vorteil. Einmal befände die
Möglichkeit einer Vergrößerung unseres Volksein-
kommens, wenn in allen Stellungen weniger be-
fähige Männer befähigteren Frauen weichen müßten.
Denn nur, wo jede Kraft an dem Werke ist, wo sie

am meisten Werte zu schaffen vermag, ist die Kraft
eines Volkes voll eingesetzt. Außerdem tritt, wenn
die Schweizerin sich nicht in allen Stellungen betätigt,
hin und wieder der Fall ein, daß sich die fähige
Schweizerin zugunsten eines Ausländers auf eine un-
betriebligere, schlechter bezahlte Tätigkeit beschrän-
ken muß. Denn trotz unserem „Reichstum an Arbeits-
kraft“ ist erzielbar, daß die Schweiz auch bei Voll-
beschäftigung nie ganz auf zuzugliche Arbeitskräfte
aus dem Ausland verzichten kann.

Trotz den Fortschritten der Frauenbewegung ist
es bei uns leider noch lange nicht so weit, daß die
wirtschaftliche und politische Macht der Frauen in
einem angemessenen Verhältnis zu ihrem bedeutenden
Arbeitsbeitrag steht. Ihrem Arbeitsbeitrag entspricht
weder ein Einkommens- noch Einfluß-Drittel. Die
Frauen werden nicht nur verhältnismäßig schlecht be-
zahlt, sie sind nicht nur von vielen bedeutenden Be-
rufen ausgeschlossen, sondern sie sind auch in den
obersten Organen unserer Wirtschaftskörperschaften kaum
vertreten.

Ein typisches Beispiel: Im Gastgewerbe, im Ho-
telier- und Restaurant, machen die Frauen 70 Pro-
zent aus. Und zwar befindet sich darunter ein großer
Prozentanteil Inhaber, alle selbständigen Leiter und Be-
helfer von Hotels, Pensionen, Restaurationen und Wirt-
schaften. Trotzdem hat man noch nie etwas davon ge-
hört, daß je eine einzige Frau an den Sanierungs-
maßnahmen, die ständig diskutiert und immer wieder
von neuem beschlossen wurden, beteiligt gewesen sei.
Kritisch haben unter großer Aufmachung die Ge-
meinderatssitzungen des Hoteliervereins und des
Schweizerischen Wirtvereins stattgefunden, ohne daß
man aus den Zeitungsberichten hätte entnehmen kön-

nen, daß eine einzige Frau in deren Vorständen aktiv
beteiligt gewesen wäre.

Was läßt sich hier machen? Vieles zur Verbesse-
rung der Lage haben die Frauen selber in der Hand.

Die Fragen der allgemeinen Politik und
Wirtschaft sollten uns so nahe gehen wie die
lokalen. Da wären die Probleme der Währungs-
politik, der Preis- und Lohnpolitik, der wirt-
schaftlichen Beziehungen zum Ausland, die Fragen
des Clearing und der Exportgarantien, Insbeson-
dere aber gilt es, das Interesse für die gemein-
schaftliche Arbeit der Frauen und die Be-
schränkungen zu weiden. Die Referentin mißt die-
sem ungenügenden Berufsinteresse für die politi-
sche Gleichberechtigung der Frauen entscheidende Be-
deutung zu:

„Wir Frauen werden uns dadurch vor allem auch
unser Stellung und unsere Bedeutung im Wirt-
schaftsleben verbessern und uns Aufstiegsmöglich-
keiten sichern, die vorläufig erst wenig offen sind.
Gleichzeitig wird uns die Mitarbeit im Berufs-
und Wirtschaftsverband unsere politische Stellung
sichern und unsere Chance auf die Einführung des
allgemeinen Stimm- und Wahlrechtes sehr fördern,
wie umgekehrt unsere politische Gleichberechtigung
unser Selbstbewußtsein im Wirtschaftsleben heben
und unseren Willen zur mitverantwortlichen Be-
standsbearbeitung umgeben solligen wird. Sollen wir des-
halb alle miteinander, daß wir es bald erreichen: die
politische Gleichberechtigung im Staate und den
aus zweifelslos gebührenden Einfluß im Wirtschafts-
verband.“

Nachkriegsorgen der amerikanischen Frauen

Wenn Sie heute über die USA schreiben, so müßten
Sie den Verleimern klar machen, daß wir nicht
mehr das Land des unbegrenzten Reichtums sind.
Das ist Vergangenheit und Phantastik“, sagte mir
gelassen ein amerikanischer Freund, „heute kann
man bei uns keinen Knopf mehr kaufen, die Wirt-
schaft unterliegt strengeren Beschränkungen als hier
in der Schweiz, — ja, Amerika ist jetzt überhaupt
ein Land, das große Sorgen hat.“ Neun Millionen
Mann stehen im Heer der Staaten, und während
in Europa der Krieg endlich vorüber ist, muß er
drinnen gegen Japan weiter geführt werden. Zu-
sätzlich machen sich veranwortungsvolle Leute ernst
Sorgen darüber, wie „ein gerechter Friede am
besten zu gewinnen ist.“ Ein Teil dieser kommenden
Nachkriegsprobleme ist die Stellung der Frau auf
dem Arbeitsmarkt.

18 Millionen arbeitende Frauen

Das Women's Bureau des Arbeitsministeriums
in Washington gab kürzlich eine Aufstellung be-
kannt, nach der heute nicht weniger als 18 Millio-
nen Frauen in allen amerikanischen Industrien zu-
ammen tätig sind. (Nicht erfasst sind hierin einzig
die Frauen im Hausdienst.) Das ist eine Zahl, die
selbst für die USA, wo man an große Ziffern ge-
wöhnt ist, enorm bleibt.

Auch die Entwicklung dieses Arbeitseinsatzes ist
imponierend. Noch 1940, bei der letzten genauen
Erhebung, wurden nur sechs Millionen Arbeiter-
innen ausgewiesen. Da rief der Präsident zu den
Arbeitsplätzen, der Krieg mußte gewonnen werden,
— und noch vor Amerikas offiziellem Eintritt in
den Kampf war diese Zahl um 400 Prozent em-
porgeklungen!

Unter all diesen amerikanischen Arbeiterinnen
finden sich auch die nur Ausländer für die abwen-
digen Männer verrichten. Die meisten haben eine
Spezialausbildung hinter sich und sind zu be-
sonderen Leistungen eingeteilt. Da wurde z. B. eine
Textilarbeiterin mit Fachkenntnis in der Her-
stellung von Knöpfen, Schiffbauern, eine Bandar-
beiterin aus dem Süden ging nach Detroit und wurde
Zuspektorin in einer mittleren Munitionsfabrik
und eine junge Dame aus einem Schiffsbauort
wacht heute darüber, daß die 105-Millimeter-Ge-
schosse exakt sind und richtig glängen.

Sie wollen weiter arbeiten

Das Women's Bureau hat in weiten Kreisen
Umfragen angestellt, und aus allen Schichten
kommt immer wieder die gleiche Antwort: Wir
Frauen wollen auch nach dem Kriege weiter be-
rufstätigt bleiben. Sovieel man auch mit „Ergus-



Roman von Marguerite Aubouy,
Heberseht von Maria Arnold

Beschreibung: Jung und eifrig in Paris arbeitet die Schneiderin Marie
Claire im Atelier der Frau Dalganc. Frau Dalganc ist schön und intelli-
gent, aber wenn sie jemandem einen Vorwurf machen muß, kann wird sie
seinerzeit als ob sie nicht die Gattin wäre. Der Roman hat die sinn-
lichen und realistischen Züge eines Romans. Seine Charaktere mögen
eine gewisse Ähnlichkeit mit den Figuren der Dalganc haben. Ein unvergess-
liches Werk im Atelier ist seine Schwester, Frau Dalganc. 1. Fortsetzung.

Der Meister wollte über andere Dinge reden, aber
keine Schweizer kann immer zum gleichen Thema zurück-
kehren. Sie fand, Frau Dalganc lehnte es an Festigkeit gegen-
über den Forderungen ihrer Kunden, und sie sei nicht
streng genug mit ihren Arbeiterinnen. Sie verlangte ge-
naue Einzelheiten über die Arbeit und hatte an allem
etwas auszusetzen.

Schließlich wurde der Meister ärgerlich:
— Meine Frau ist eben kein Gendarm wie du,
sagte er.

Und Frau Dalganc, die denselben südländischen Ak-
zent wie ihr Bruder hatte, antwortete:
— Nun gut, um so schlimmer.

Sie sprach auf und sah ihn herausfordernd an.
— Es ist schon ihr, Bulldogge... sagte da auf
einmal Frau Dalganc.

Das war wohl das erste Mal, daß Bulldogge die

Zeit vergessen hatte. Sie erhob sich lebhaft und band
die Schürze ab, bevor sie noch ihre Arbeit beiseite gelegt
hatte. Die übrigen Mädchen standen auch eilig auf.
Quittos verließen sie den Raum, oder kaum waren sie
draußen, da hätte man sie die Treppe herunterstürzen,
als hätten sie sie vor einer Gefahr.

Sie hüllte sie unten ein und fand sie, wie am Morgen,
an Torweg verlammt, doch ihre Gefühler waren
verändert. Die hübschen Augen der kleinen Duretore
zeigten schmerzlichen Jern, als sie sagte:
— Diese Person hat uns unseren schönen Tag ver-
dorben.

Sandrine versicherte, indem sie näher an mich
herantrat:
— Sie ist sehr streng zu ihren Arbeiterinnen.

Dann rüdete sie noch näher zu mir hin und sagte
leise:
— Sie werden sie zurückkommen sehen, wenn die
Hochzeitsfeier fertig sind. In jeder Saison hört sie
ihren Kundinnen treu bezahlen.

Die große Bergeweunte ladte selbst an und sagte,
ohne sich darum zu kümmern, ob man es hört:
— Die versteht es wie kaum eine andere, das Geld
in ihre Truhe zu laden.

Bulldogge knurrte jädnstetig:
— Ich werde nie bei ihr arbeiten, selbst wenn ich
großen Hunger haben würde.

Die Art und Weise des Bedrückens der Duretore zwang
uns, Aufschuß zu nehmen, und jeder ging mit seinem
Groll davon.

II.

Oktober war gekommen. Die Hochzeitsfeier wur-
den eines nach dem anderen fertig, und bald blieb nur

nach das weiße Brautkleid übrig, das erst im letzten
Moment in Angriff genommen wurde, um ihm seine
Frische zu bewahren.

Sandrine und Bulldogge übernahmen diese Arbeit.
Frau Dalganc gab ihnen weiße Schürzen, die sie bis
zu ihren Füßen einhüllten, und sofort nahmen sie am
Ende des Tisches einen besonderen Platz ein.

Frau Dalganc kam wieder, wie es Sandrine prophe-
zeit hatte. Sie drehte leicht mit dem Daumen die
Nägel auf den Tisch, und nachdem sie die
Nägel auf ein Stück Papier fixiert hatte, enifernte
sie sich, wie sie gekommen war, ohne ein Wort zu sagen.

Bulldogge schimpfte hinter ihr her:
— Sie behält uns wie die Hunde.

Gleichzeitig hob Duretore die Nase und sagte mit
einer kleinen, höflichen Stimme:
— G'n Tag, Madame.

Jetzt waren die Gefelle mit Stoffen überladen, und
die Frühlingszeit der ersten Tage war verschwunden.
Abends nahmen wir uns kaum noch Zeit, am Torweg
zu schlafen. Im Schein der Gaslaternen verstand
Bulldogge schnell. Auch Bergeweunte hatte es eilig,
doch ging sie nicht immer in der Richtung ihrer Woh-
nung davon. Duretore schmeigte sich eng an ihren Be-
leben und zog ihn mit raschen Schritten nach der Rue
de la Gaite.

Sandrine mochte in keiner Nachbarhaft, und wir
gingen die Avenue du Maine ein gutes Stück zum
hinaus. Einmal verließ sie mich plötzlich, um zu
ihrem Jacques zu rennen, der ihr entgegenkam.

Sie hatte oft von Sandrines Jacques — wie ihn
Bergeweunte nannte — reden gehört. Als ich ihn sah,
erliefen er mit irgendeiner unfertig. Er war zwar viel
größer als Sandrine, aber wenn sie seinen Arm nahm,

um sich auf ihn zu stützen, war es mir, als könnte sie
ihn mühelos wie ein Kind tragen.

Jacques und Sandrine waren nicht Verlobte, wie
die kleine Duretore und ihr Mechaniker. Sie waren
Verliebte, die sich schon von ihrer frühesten Jugend an
geliebt hatten.

Die Mutter von Sandrine hatte sie zusammen auf-
gezogen, und lange Zeit hatten sie sich für Bruder
und Schwester gehalten. Später hatten die Eltern von
Jacques ihren Sohn zurückgeholt, um ihn auf ein
Gymnasium zu bringen. Jedes Jahr aber schied sie
ihn zu den Ferien wieder in das kleine Dorf. Als
Sandrine mit zwanzig Jahren nach Paris gekommen
war, um dort Arbeit zu suchen, war sie bereits Mutter
eines kleinen Mädchens. Sie hatte das ohne Schande
noch durch Frau Dalganc erfahren. Und sofort hatte
sie Heimarbeit für den Abend verlangt, um mehr zu
verdienen.

Sie kannte ihren Beruf gründlich. Sie war sanft
und fröhlich, und schon in den ersten Tagen hatte Frau
Dalganc eine besondere Freundlichkeit für sie empfunden.

Seither hatte sie noch ein Kind bekommen, einen
kleinen Jungen, der nun schon bald drei Jahre alt war,
um dort Arbeit zu suchen, war sie bereits Mutter
eines kleinen Mädchens. Sie hatte das ohne Schande
noch durch Frau Dalganc erfahren. Und sofort hatte
sie Heimarbeit für den Abend verlangt, um mehr zu
verdienen.

Jacques war Raffiner in einem großen Bankhaufe.
Er wohnte bei seiner Mutter, die er seit dem Tod des
Vaters allein ernährte, aber alle Abende verbrachte er
bei Sandrine und besprach Papier mit nicht enden-
wollenen Rollen voller Rechnungen. Diefelbe Lampe
und der gleiche Tisch dienten beiden, und sie arbeiteten
tapsig bis Mitternacht, um ihre Kinder ernähren zu
können.

Augenblicklich hatte sich jedoch in ihrem Zusammen-



sucht der Frauen" und wie alle die anderen oberflächlichen Argumente noch weiter heizen mögen, gegen diese Entwicklung anzukämpfen suchte: Es war begeblich, Kaufmann und im Bureau arbeitende Frau sind nun einmal in Lebenshaltung, Meinung und damit auch in ihrer Stellung innerhalb der Ehe voneinander gang verschieden, und es scheint so, daß je mehr die Familie klein bleibt und der Haushalt durchrationalisiert wird, unsere moderne Welt sich gunstiger der erwerbenden und wirtschaftlich mitteilbaren Frau entwidert.

So vielfältig die Lebensbedingungen — so verschiedenartig die Begründungen. Ist die Frau verheiratet, so möchte sie zur doppelten Sicherung ihrer eigenen Posten behalten. Ist sie noch ledig, so wünscht sie, eine Aussteuer zusammenzubringen, um damit dem künftigen Mann zu helfen. Ist sie jung, so genießt sie die Beschäftigung im Hause für ihre Kräfte nicht; wird sie älter, so ist es an der Zeit, für die Tage der Arbeitsunfähigkeit vorzulegen. „Nur kann man das Endegebnis unserer Umfrage noch nicht ablesen“, schreibt das Bureau, „aber im Großen sieht es heute so aus, als ob 80 Prozent aller unserer arbeitenden Frauen weiter im Beruf bleiben wollen.“

Es geht also auch unter guten Bedingungen...

Ein wichtiges Argument, das immer wieder von den Frauen gebraucht wird, lautet: Vor dem Kriege habt ihr uns gesagt, wenn wir gut bezahlt werden, reichliche Freizeit haben und moderne Arbeitsplätze, — dann je die Industrie ruiniert. Heute, im Kriege, wird uns das alles geboten. Also — es geht auch so! Wenn es jetzt möglich ist, warum nicht später auch? — In weiten Kreisen sind die arbeitenden Frauen der USA entschlossen, ihre heutigen Bedingungen auch weiter durchzusetzen.

Wenn man jetzt in USA die Fragen des Arbeitsmarktes im Nachhinein diskutiert, so werden diese zwei einfache Regeln gebraucht: Feindtätige Soldaten müssen zuerst beschäftigt werden, und unter ihnen ist wiederum den Verbundenen der Vorrang zu geben. Und hier stimmen alle Frauen zu. Selbst wenn sie die ersten sind, die zurücktreten müssen.

Nun aber sind die Frauen von heute nicht mehr die von 1918. Sie haben sich Ziele gesetzt und haben gelernt, sie in der Desorientierung zu verfolgen. Sie sind jetzt entschlossen, das einzutreten, was man früher ihre Revolte so löst, wie es für die Gesamtheit des Landes gut ist. Doch zum Gange gehören auch die Frauen.

Klarer als an anderen Faktoren unserer sozialen Welt kann man wahrhaftig heute am Kampf der Frauen erkennen, daß unsere Lebensform im Umbruch ist. Eines ihrer Ziele erblickt sie darin, allen Menschen ein freies Leben auf der Basis ihrer freien Arbeit zu sichern. *Frema W. e. l. i.*



leben etwas geändert. Jacques holte Sandrine nicht mehr von der Arbeit ab und ließ sie abends in dem kleinen Zimmer allein arbeiten. Sandrine machte sich darüber keine Sorgen. Jacques hatte ihr gesagt, der leidende Zustand seiner Mutter habe ihn zu Hause fest, und ihre genigte diese Erklärung. Sie war glücklich und ruhig, als wenn sie keine redigierende Chefredakteurin wäre und sagte mit vertrauensvollem Blicke:

— Ich weiß wohl, daß mein Jacques mich niemals heiraten kann, aber dennoch weiß ich auch, daß uns nichts zu trennen vermag.

Ihr hatte ich meine Anstellung bei Frau Dalgnac zu verbieten. Der Zufall hatte uns eines Sonntags auf einer Bank der Boulevards zusammengeführt. Wir hatten von der Schneiderin gesprochen, und sie hatte vorgeschlagen, daß ich mich bei ihrer Leiterin für die noch unbesetzte Stelle einer Kassierinnenberlin melden sollte.

Ich hatte sofort Frankreich für sie empfunden. Ich mußte nicht, ob auch sie sich zu mir hingezogen fühlte, denn alles, was mich ihren Jacques oder ihre Kinder betraf, schien ihr gleichgültig zu sein, doch wenn es mich anging, war sie immer, als biete sie mir etwas an.

An dem Tag, der für die Hochzeit der jungen Kundin festgesetzt war, legte Sandrine das Kleid in eine Schachtel, um die Braut selbst anzusetzen und zu überprüfen, daß kein Faden vergessen worden war. Sie machte diese Arbeit gern, und Frau Dalgnac mußte, daß sie sie vorzüglich ausführte. Darum zeigte sie ihr nur noch, wie der Schneider nach der neuen Mode umzugehen war. Vor allem mußte der Kranz aus Druckenblüten die Falten des Kleides weit nach hinten drücken.

— Sehen Sie, so, und Frau Dalgnac legte ein

Die Hausbeamtin als Leiterin im Hotel

ist erst der Betrieb in Gang.

Die Juni-Nummer des Mitteilungsblattes der diplomierten Hausbeamtinnen vermittelt in mehreren Aufsätzen ein anschauliches Bild des Hausbeamtinnenberufes. Eingehend sind Ausbildungsmöglichkeiten und Berufsaussichten dargestellt. So lernen wir in verschiedenen, interessanten Aufsätzen die Arbeit der Hausbeamtin im Spital, beim- und Schulbetrieb kennen. — Manche unserer Leiterinnen, welche gerade in einem gemühtlichen Leben ihre Ferien genießen, möchten sich leisten, wo und wie wohl alle fänden eines gut funktionierenden Hotelorganismus zusammenlaufen. Der folgende, dem Mitteilungsblatt auszugsmäßig entnommene Aufsatz, kann darauf antworten (Red.).

Es sind vielleicht zunächst wenige, die sich für einen solchen Posten begeistern werden. Wenn man mit als junger Hausbeamtin den Vorschlag gemacht hätte, nicht für eine Tätigkeit in einem Hotel zur Verfügung zu stellen, hätte ich rühmlich abgelehnt. Die man mich nun aber vor acht Jahren aufforderte, mitzukommen, ein während drei Jahren brachliegendes Hotel wieder in Gang zu bringen und den Betrieb neu zu organisieren, hat mich diese Aufgabe ungeheuer gelodt. Und ich habe es auch nie bereut, dem Ruf Folge geleistet zu haben.

Oberflächlich betrachtet erscheint nun das Hotelgeschäft in einem Hotel eher als unperiphetisch und zur Erfüllung dieser Ideale wenig geeignet. In Wirklichkeit aber verhält es sich ganz anders. Wenn die Hausbeamtin ihre Aufgabe im Hotel richtig erfüllt, wartet ihrer eine außerordentlich vielfältige und reiche Tätigkeit. Gewiß, es ist kein leichter Posten. Er erfordert ein reiches Maß an Hingabe und Ausdauer. Aber, dies vorausgesetzt, kann die Hausbeamtin im Hotel nicht nur ihr praktisches Können voll zur Geltung bringen, sondern auch durch ihre mütterliche Haltung oder durch ihren Gesinnung und ihren künstlerischen Sinn

die Atmosphäre des Hauses

beeinflussen und seinen Charakter mitbestimmen. — Das aber ist es gerade, was die Gäste außerordentlich dankbar empfinden, denn jeder Gast hat irgendeine in einem Winkel seines Herzens eine Sehnsucht nach Mütterlichkeit und nach einem warmen und freundlichen Dasein. Ich habe es geradezu als eine der wichtigsten Aufgaben der Hotel-Hausbeamtin an, wenn sie erst in leitende Stellung aufsteigt, ist sich hier einzusetzen und die kalte, unperiphetische Atmosphäre, die einem in manchen Hotels entgegenkommt, mit Wärme, Mütterlichkeit, mit Freude und Schönheit zu füllen. Zu einer wohlthuenden Atmosphäre gehört nun einmal auch eine Hausfrau; in so vielen Beherbergungstätigkeiten steht man immer nur den Mann, den Hotelier.

Organisationstalent einerseits und Anpassungsfähigkeit andererseits sind allerdings für die Hotel-Hausbeamtin unerlässlichen Bedingungen. Im Gegensatz zum Anstaltsbetrieb wechselt die Situation hier ständig. Es gibt Stoßzeiten, die reichste Dispositionen und große Überheftigkeit verlangen. Die Stundenschicht des Hotels oder Kurhauses ist auch viel weniger einheitlich als es die Beschäftigung einer Anstalt zu sein pflegt und gewöhnlich ist sie wohl auch viel anspruchsvoller. Dazu kommt, daß sie gewöhnlich ist, rasch berichtigt zu werden. Es gibt nicht wenige Gäste, die wollen so bedient sein, als wären sie allein da. Hier ist einerseits Takt, andererseits Beharrlichkeit seitens der Leiterin absolutes Erfordernis.

Im Hotel hat die Hausbeamtin zumeist mit Fachpersonal zu tun, also mit Leuten, die speziell fürs Hotel geschult sind, und in abgegrenzter Zeit ein Maximum leisten müssen, und — wir wollen es ehrlich sagen — hier oftmals der Hausbeamtin überlegen sind. Da ist es ratsam, diese Überlegenheit ehrlich anzuerkennen. Es ist keine Schande für eine Vorgesetzte, wenn sie eine tüchtige Angestellte um Rat fragt, und es freut und ermutigt wiederum diese, wenn sie ihre Fachkenntnis auf diese Weise einmal mitteilen darf. Dazu kommt noch der persönliche Kontakt mit den Untergebenen, der unbedingt gepflegt werden muß. Man darf nie vergessen, daß nicht nur die Gäste, sondern erst recht auch die Saisonangestellten des Hotels nach einem Heim haben, ja bei den Angestellten kann man ruhig sagen, sie haben Anrecht darauf.

dann verändert sich die Tätigkeit der Hausbeamtin. Sie wird fast ausschließlich hinter den Kulissen. Je mehr und je gerechtfertigter diese Arbeit sich dort vollzieht, desto besser ist sie. Im Nachhinein möchte ich nur von einigen Gebieten kurz sprechen, die im Hotel anders sind als in einem sonstigen Großbetrieb oder dort eine andere Rolle spielen.

Da ist vor allem die Küche. Das Hotel wird weitgehend nach seinen „kulinarischen“ Leistungen bewertet. Die Menschengestaltung erfordert daher viel Sorgfalt und Phantasie, und gerade bei letzterer darf sich die Leiterin durchaus nicht nur auf den Chef verlassen. Daß diese Aufgabe trotz der vorbildlichen Organisation der Rationierung von Jahr zu Jahr schwieriger geworden ist und immer noch mehr Anpassungsvermögen von den für die Hotelbetriebe Verantwortlichen verlangt, sei nur nebenbei erwähnt.

Ein weiteres wichtiges Gebiet ist die Kalkulation. Wenn es auch im allgemeinen nicht gebräuchlich ist, daß die Hausbeamtin gleichzeitig auch die Buchhaltung führt, so muß sie sich doch in die, soweit sie die Kalkulation und den Anlauf betrifft, vollen Einblick verschaffen, und die betreffenden Konten genauere überwachen. Die Erhöhung der Preisenpreise seit Kriegsbeginn steht in keinem Verhältnis zu derjenigen der Herstellungskosten. Daher kann dem Hotel nur durch Steigerung des Umsatzes einerseits und durch äußerste Sparsamkeit andererseits seine gesunde finanzielle Lage gesichert werden.

Man wirt dem Hotelier manchmal vor, daß er um seines Berufes willen an Charakter einbüße und sich um das Gelbes willen zum Sklaven seiner Gäste erniedrige. Hier besteht sicher eine Gefahr, aber es besteht keine Notwendigkeit. Wir müssen den Mut aufbringen, wenn nötig auch dem bestzählenden Gast gegenüber einmal aufzutreten und ihm den Standpunkt klar zu machen.

Schließlich befindet er sich in „unserem“ Haus, und auch der Gast hat nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten. Es kann vorkommen, daß wir einen Gast einzulassen müssen, ein anderes Hotel zu wählen. — Es ist notwendig, daß die Leiterin in ihrem Betrieb trotz all der vielen und allzuvielen verwickelten Arbeit, in der sie ihrem Personal mit gutem Beispiel vorangeht, wirklich

die Dame des Hauses

bleibt. Denn wir haben es schon, das ist es, was das Hotel braucht und so oft nicht hat. Auch die Gäste müssen Gelegenheiten haben, die Dame des Hauses kennen zu lernen. Und als „Dame“ hat sie nun auch freundliche und erfreuende Aufgaben.

Es schmückt das Haus mit Blumen, sie ist es, die den Bewohnern, den Gästen und dem Personal kleine Aufmerksamkeit erwirkt. Zu ihr kommt man, wenn es einem nicht gut geht. Sie arrangiert Feste und sie ist für den Gesandten, der im Saal sich bewährt, verantwortlich. An manchen Orten kann sie auch durch Wort der Zeitungen, Auswahl von Bildern für die Bibliothek, Einladung von Verehrern von Kunst, Wissenschaft, von geistig leistungsfähigen Persönlichkeiten das geistige Niveau ihres Hauses beeinflussen. Kurz, sie hat das zu tun, was man von einer „Mutter“ erwartet. Nur eines darf sie nicht tun: sie darf ihre Mütterlichkeit auf keinen Fall andern aufbringen. — Vielleicht muß noch zum Schluß auch ein Wort über

die Aussichten,

die sich der dem Hotel zur Verfügung stehenden Hausbeamtin bieten, obliegt werden. In Persönlichkeiten, die für die oben geschilderten Aufgaben sich eignen, wird noch lange Zeit ein großer Mangel sein. Mit dem erwarteten Neuaufschwung der schweizerischen Hotellerie unter der Devise, die Schweiz, das Sanatorium Europas“, wird der Bedarf nach Hotel-Beamtinnen zweifellos noch sehr zunehmen. Und es ist auch klar, daß mit der erhofften Entwicklung auch die finanziellen Aussichten desto

Nachrichten der Woche

Jahres:

Der Protest der Schweizerischen Regierung gegen Zöng und Eigentumsübertragung des Gebietes auf Manila durch Spanien von der japanischen Regierung anerkannt. Sie hat eine Million Franken zur Deckung der materiellen Schäden zur Verfügung gestellt.

Die Schweiz hat im Juli 1946 mehr als in jedem anderen Monat aufzuzeichnen merkt: Der Umfang der Selbstversorgung der bäuerlichen Wirtschaft bleibt bestehen, die Anbaupflanz der industriellen Unternehmungen wird um 40 Prozent ermäßigt. Bis 20. Juli werden vom französischen Konsulat an Schweizer und Franzosen mit gültigen Visas 51.000 und 4.000 Visa erteilt für insgesamt 30 Tage Dauer und nur für bringende Reisezwecke. — Ausländer und Staatslose, die vor dem Krieg in der Schweiz wohnten, können Visa für bestimmte Zwecke erhalten.

Im schweizerischen Gelände in Portugal wurde vom Bundesrat Minister Martin, zum Generalen in Rom Minister de Wed ernannt.

Kriegswirtschaft: Auf 1. September wird eine neue Schulpflicht herausgegeben, auf der die 12 Goupons zu je 500 Franc zum Bezug berechnen. Die vierte Schulpflicht wird mit allen bindenden Coupons bis 31. Januar 1946 gültig.

Die Rationen der Lebensmittelkarte für Juli 1946 werden etwas erhöht. Bei der drei Wochen gegenüber Juli zusätzlich abgegeben: 100 Gr. Käse, 50 Gr. Fett, 500 Punkte Kaffee, 50 Gr. Fleisch und 100 Gr. Eier.

Jahres:

Die drei Regierungschefs von Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Sowjetunion haben am 17. Juli ihre gemeinsamen Verhandlungen in Potsdam begonnen. Die drei Führer werden dort regelmäßige Sitzungen abhalten. Einzelheiten über die Verhandlungen, die in strenger Versperrung stattfinden, wurden noch nicht bekanntgegeben. Die Verhandlungen finden in einem Schloß statt, das ehemals Kaiser Wilhelm gehörte.

Die britische und amerikanische Militärregierung haben ihre Funktionen bei der Witterungsfeldprüfung aufgenommen. Zum ersten Mal sind die Mitglieder der alliierten Kontrollkommission durch General König bestimmt.

Das „Verbot der amerikanischen und englischen Truppen ist geändert worden. In Paris wurde eine neue demokratische Partei gegründet. — Am französischen Nationalfeiertag, 14. Juli, defilieren französische Truppen bei der Siegesfeier in Berlin.

In Frankreich sind die Militärgenossen aufgehoben worden so daß das ganze Land wieder unter Zivilverwaltung steht.

Die Massenentwässerung der Subarbenutischen aus der Tschchoslowakei ist in vollem Gange; in Niederösterreich werden die Deutschen von polnischen Truppen hinter die neuen Grenzen nach Deutschland zurückgeführt.

Die „Königliche“ in Belgien dauert an, indem König Leopold erklärte, nicht abzutreten zu wollen, es sei denn, daß das Volk dies wünscht; er werde aber in Ruhe einziehen sein können. Der belgische Senat erklärte aber offiziell, daß der König seine Funktionen nicht wieder aufnehmen habe.

Die italienische Regierung hat beschlossen, an Japan den Krieg zu erklären.

Bund, Bundesland haben die UEB die Biersteuer um 100.000. Losen nach Spanien verweigert; dies dürfte zur Intensivierung der Auseinandersetzung mit Franco-Spanien beitragen.

Die von Regierung von Indien in London einberufene Konferenz der indischen Führer in Bombay wurde erfolgreich abgeschlossen, da sich die verschiedenen Gruppen (Hindu und Mohammedaner) nicht einigen konnten.

In Norwegen werden 40.000 norwegische Männer und Frauen als Kollaborationisten vor Gericht gestellt.

Der Krieg im Fernen Osten: Tokio und japanische Häfen wurden von der amerikanischen Flotte und durch Pfeiler schwer bombardiert. Die Westkreuzer des Atlantik ist von Minen gesäubert worden. — Die Spanier haben mit der Evakuierung von Singapur begonnen.

günstiger werden. Aber es ist auch zu sagen, daß sich für einen solchen Posten nur selbständige, bewegliche, besonders arbeitsfreudige und auch gesunde junge Hausbeamtinnen eignen und daß von ihnen kein geringes Maß an geistigen Fähigkeiten und kaum innerer sittlicher Halt erwartet werden muß.

stelles Stück Mousseline um die Haare von Duretour, nahm irgendein Weinenband und rollte es wie einen Brautkranz um ihre Stirn.

Sandrine lachte nicht wie wir über die empfindliche Miene, die Duretour dabei machte. Zufiermal folgte sie jeder Bewegung der Leiterin, und nachdem sie selbst eine Falte unter dem Weinenband angebracht hatte, ging sie leicht und zuversichtlich davon.

Der Elter ließ immer etwas nach, wenn eine große Bestellung ausgeschrieben war. Budwoge nahm sich Zeit. Der Meister freute die Miene, und Bergeunette sah mehr als nötig zum Fenster hinaus.

Bergeunette war nach Sandrine am längsten hier. Sie hatte sich den Blick vor dem Fenster genommen und hatte ihm niemals jemand anderem überlassen wollen.

Der Meister behauptete, sie winte einem Einmigen, der auf der anderen Seite der Straße darüberging, aber Frau Dalgnac entgegnete, daß sie deshalb doch sehr schnell und sehr gut nähte.

Niemand kannte den richtigen Namen von Bergeunette, und niemand kümmerte sich darum.

Gleich am ersten Tag, als sie im Atelier anfang, hatte sie sich gemeldet, so zu arbeiten, wie man es hier verlangte und gab vor, ihre Art sei eben so. Der Meister, der keinen Widerspruch vertragen, hatte ihr aufgeregt zugehört, sie wäre eben einmigen wie eine Bretonin. Sofort hatte sie sich aufgedrückt, um stolz zu antworten.

— Ich bin auch eine. Ich bin eine wirkliche Bergounette. — Der Meister hatte lächlich gefragt: — Wie sprechen sie das aus? — Bergeunette hatte pfiffighaft geantwortet: — Ich spreche es so, mein Herr, wie man es muß,

und Sie können es nicht nachsagen, weil die Leute aus dem Süden niemals dazu imstande sind.

Anstatt sich zu ärgern, hatte der Meister gelacht und der Eigenfingern nachgegeben, indem er sie „Bergeunette-Dictopf“ nannte.

Sie gelgte weiter die gleiche hartnäckige Abneigung gegenüber allem, was sie nicht paßte.

Das widerbe Geldred des Meisters oder die freundlichen Ermahnungen seiner Frau hatten keinen Einfluß auf sie, und schließlich mußte man ihr immer nachgeben.

Abgesehen von diesem Fester, der oft Streit herbeiführte, war sie stets bereit, anderen Gefälligkeiten zu erweilen. Sie war immer in gleicher Stimmung und zeigte eigentlich niemals Jant.

Ihre größte Freude war, wenn man ihr zudröte, wie sie von ihrer Bretagne sprach. Sie sagte: — Die Selbe ist grau, doch der blühende Stechginster, der dort wächst, ist viel gelber als gewöhnlicher Ginster. Sie sprach vom Meer, wie von einem Menschen, den sie nicht liebte.

Ihrer Fröhllichkeit verstand sofort, daß Sandrine zurückkehrte. Sie kam von der Kundin mit einem lo verführten Gesicht heim, daß alle dachten, dem Brautkleid sei ein Unglück zugefallen.

Der Meister und seine Frau wagten nicht, sie zu befragen. Sie warteten, bis sie sprechen würde, aber sie ging hinhin an ihnen vorbei, und ließ sich hinzusetzen, blieb sie neben ihrem Schmel stehen.

Ihre Schultern schienen sich zu lösen und ihre Augen sich zu weiten, daß man Angst bekam. Auf einmal drehte sie sich um und lehnte ihre Stirn an die Wand.

Da hielt er der Meister nicht mehr aus. Er stürzte zu ihr hin und dröte ihr in die Ohren:

— Das Brautkleid? Das Brautkleid? — Nun richtete Sandrine ihren Blick auf ihn und auf uns, und dann begann sie zu sprechen. Sie sprach ungegert, und das, was sie sagte, war so vermerorn, daß wir fürchten, nichts davon zu verstehen. Als sie aber innehielt, sahen doch alle, daß dem Kleid nichts passiert ist, der Schneider nach der neuesten Mode angefertigt worden sei, daß aber die arme Sandrine insofern erfahren hatte, daß ihr Jacques bereits seit einer Woche mit einem reichen Mädchen verheiratet war.

Das war so schrecklich, daß man nur schweigen konnte. Der Meister lenkte den Kopf und mid zu seinem Schmel zurück, während eine Frau langsam auf Sandrine zugeing, als ob sie unwillkürlich zu ihr hingezogen würde.

Budwoge brach als Erste das Schweigen, indem sie Jacques mit Schimpfporten bedachte. Bergeunette zuckte mit den Schultern, als wolle sie sich von einem ungewissen Mantel befreien. Die kleine Duretour fing laut zu weinen an. Und als ich endlich meine meine Blick meiner Nichte zuzuwandte, bemerkte ich, daß ich das Deckmäntchen trotz gegen meine Brust gepreßt hielt und das Def. Harten für Tropfen, auf mein Kleid fiel.

Sandrine hatte ihr Unglück von Jacques' Mutter erfahren. Da die alte Dame ihr immer Freundschaft entgegengebracht hatte, hatte sie, als sie in ihrer Wohnung, dem Wunsch nicht widerstehen können, sie schnell einmal zu besuchen. Aber dort fand sie nicht einen Kranken, eine gesunde und muntere Person vor, die sofort zu ihr gefogt hatte:

— Jacques hat sich gut verheiratet. — Und nachdem sie all' Einzelheiten über das Glück ihres Sohnes und die Schönheit ihrer Schwiegertochter

Eine Rundfrage: Was machen Sie aus Ihren Ferien?

Ferien sind dazu da, Luftschlösser zu verwirklichen, uns geheime Sehnsüchte zu stillen und für kurze Zeit ganz uns selber sein zu lassen. Nicht alle Leute üben so ideale Verufe aus wie jene Malerin, die auf unsere Frage erstaunt erwiderte: „In den Ferien? Da geht mir die Arbeit doch erst recht los!“ Und wenige werden wohl die Ferien nur „zum Auschlafen“ benutzen müssen. Die Mehrzahl von uns steht in einem Verufe drin, dem man ihr sonst auch mit Eifer und Freude ausüben. Um zu zeigen, wie verschiedene ideale Ferien sein können, haben wir uns mit einer Kellnerin, einer Intellektuellen Frau und mit einer Mutter über die Ferien unterhalten, und das Ergebnis liegt hier vor:

Die Kellnerin

„Vielleicht sollte ich mein Geld vernünftiger auf die Bank tragen und bei meinen Eltern zuhause die Ferien verbringen, aber ich habe mein ganzes Leben lang so vernünftig sein müssen, daß ich wenigstens „unvernünftige“ Ferien haben will.“

Wie sie das anstellt? Ein Lächeln: So eine Kellnerin feiert tagaus tagein in ihrem abgetreten schwarzen Kleidchen, sie weiß den Gerichten nach, ob heute Montag, Dienstag oder Freitag ist, sie breitet das Menü aus und wischt Brosamen weg — ein freundlicher, guter Geist, ob er nun das häufig zu schlingende Mittagessen bringt oder ein festliches kleines Souper. Ein guter Geist, auch wenn die Füße schmerzen und die Gäste ungeduldig sind, immer freundlich und immer dienstfertig. In den Ferien aber, wach wunderbares Gefühl, nun einmal selbst der Freundlichste und diensteifrigste umgeben zu sein!

„Ich könnte natürlich auch in ein kleines und billiges Hotel gehen, aber wenn ich dann schon einmal die Rollen vertausche und für den witzigen Bruchteil eines Jahres Gast sein darf, dann will ich es auch richtig sein. So lüchle ich mir schon Wochen zuvor auf den schönsten Proleten das schönste Hotel, und weil ich jährlüch wenig Geld für Kleider brauche, kann ich mir dann noch etwas Süßes für die Ferien leisten. Diese Vorliebe für ein gutes Hotel kann ich noch ein bißchen mit Berufseifer entschuldigen: Ich kann in einem andern Betrieb sehr viel lernen, wie zum Beispiel die Blumen arrangiert sind, wie man das gleiche Gemüse auf die verschiedensten Arten anrichtet, und wie die Kuchenteile dem Gästen gegenüber immer noch erhöht werden kann. Und dann sehe ich auch, wie unappetitlich es für einen Gast, wenn die Serviertochter einen schmutzigen Krug trägt oder mit dem Daumen in den Teller hineingreift — Dinge, die man wissen sollte, aber leider nicht immer befolgt.“

„Daneben aber bringen mir solche Ferien ein Gefühl der Geborgenheit, das mir nachher über das ganze anstrengende Jahr hinweghilft. Sich einmal verwöhnen zu lassen, spät aufzustehen und selbst einmal sagen zu dürfen: „Freulein, einen Kaffee, aber heiß!““

Die intellektuelle Frau

„Wenn Sie glauben, daß ich mich an irgendeinen mondänen Badeort „zurückziehe“, oder daß ich literarische Ferien liebe, wo man bei jedem Schritt auf Promontorien und solche, die es sein wollen, sitzt, dann irren Sie sich sehr. Ich bin auch keine enthusiastische Bergsteigerin und schwimme nur mäßig, ich kann nicht einmal schwimmen.“

„Dann bleibe nicht mehr viel übrig, meinen Sie? O, da irren Sie sich wieder. Sie glauben ja nicht, was ich jährlüch für eine Hege habe: Mein Tag

beginnt bei Morgengrauen, denn ich besitze noch einen Hauskath, der nicht zu kurz kommen darf. Vor neun Uhr an bin ich im Büro, und dann folgen sich fast ununterbrochen Besprechungen und Telefonanrufe, ich sollte nichts vergessen und alles einfüßeln und dazu noch neue Ideen produzieren. Am Nachmittag geht's erst recht los. — Dann sollte ich immer tüchtig angezogen sein und mich nie gehen lassen, ich sollte nicht jährlüch rauchen und nicht jährlüch Kaffee trinken. Doch wenn mir die Arbeit über den Kopf zu wachsen droht, dann tröste ich mich eben mit meinen Ferien.“

„Ja, diese Ferien! Sie werden sie vielleicht eintönig finden und gänzlich uninteressant, nicht einmal des Aufschreibens würdig, aber für mich sind sie das einzig Richtige. Ich habe mir in einem entzückenden kleinen Bauerndorf ein Häuschen erstanden mit einem Garten, der bis zum Bach herunter reicht. Es hat eine kleine Laube aus Kletterbohnen und eine Beerenwäldchen dem Bog entlang. Die Zimmer sind klein, eines zum Essen und eines zum Schlafen, und die Küche ist ruhig wie in einem Bergbau. Der einzige Luxus besteht in einem Liegestuhl und einem raffinierten Eisfrigor. In den Kleibern aber bin ich dann furchtbar schlampig, ich trage bequeme Mittel und nie Strümpfe und nie hohe Absätze, ich wasche meine Haare selbst und vergesse, daß es so etwas wie „städtische Kultur“ überhaupt gibt.“

„Nur meine allerbesten Freunde wissen von meinem Zerkulum und besuchen mich vorsichtig, denn in der ersten Zeit bin ich so glücklich in meiner Einsamkeit, daß ich gar niemanden sehen mag. Dann aber, wenn ich mich hüßig angewandt habe, und der Garten ausgefräutet ist, dann freue ich mich herzlich, wenn jemand auftaucht und den selbstgemachten Himbeerstrup versucht, oder das neue Trockenmüchchen probiert. Manchmal steht ein ganzer Velopark vor dem Zaun, und wir haben schon die schönsten Stunden verlebt, bei Bauernrot und süßerlichem Wein in der Laube, die von einer alten Nachwächterlampe erhellt ist. — Für ganz liebe Gäste besitze ich noch ein witziges Gastmüchchen unter dem Dach, voratrot gestrichen und nur mit Kerzen zu erleuchten.“

„Ja, Sie haben recht, es ist ein kleines Paradies, und gerade in dieser heißen Zeit kann ich es kaum erwarten, das Häuschen wieder zu beziehen. Doch ergeht es mir mit diesem Paradies wie mit allem Vollkommenen: Es darf nicht von Dauer sein. Einmal versucht ich, dieses Ferienidyll nur um eine Woche zu verlängern, und obgleich das Wetter herrlich war und im Garten die wunderbarsten Blumen wuchsen, habe ich diese Zeit gar nicht genießen können: sie begann mit schlechtem Gewissen und endete mit Langeweile und Heimweh nach meiner oft vernünftigen täglichen Hege! Auf die Länge kann ich ohne Stadt und ohne meine Arbeit nicht leben, die Konzerte fehlen mir und die Aufstellungen — ich würde einfach verstimeln auf dem Land. Und dazu ist es heute noch zu früh!“

Die Hausfrau und Mutter

„Was meinen Sie? Für eine verheiratete Frau und vor allem für eine Mutter seien richtige Ferien gar nicht möglich? Wenn sie natürlich ein meine Freundin sich denken, die jeden Sommer feujend den Rucksack packt, weil ihr Mann so gerne klettert und sie gar nicht — dann haben sie recht.“

„Aber bei uns ist das anders. Wir lieben beide die Berge, mein Mann und ich, und bevor die Kinder kamen, machten wir fast jedes Wochenende eine Tour. Jetzt natürlich beschränkt sich das auf Sonntagspaziergänge im Wald oder dem Fluß entlang. Sie und da geht mein Mann auch allein oder mit Kameraden, aber ich könnte nicht sagen, daß ich mit dann irgendwie zurückgesetzt vorfomme, denn erfens bin ich eine sehr jährlüch Mutter und zweiter: freue ich mich auf meine Ferien, die mich für alles entschädigen.“

„Kinder im Hotel? Nein, dafür könnte ich mich nie begeistern. Sie langweilen sich schnell, und dann (Fortsetzung auf Seite 4)



„Consa“

die Konservenfabrik im Haushalt.
Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.
Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch.

SCHWABENLAND & CIE AG ZÜRICH
Nüschelerstraße 44 Tel. 25 37 40



Zum Salat
Zweifel
OBST-ESSIG

verwenden, er ist naturrein, mild und billiger als Weinessig

Mostenri Zweifel & Co.
Zürich-Höngg
Tel. 96 77 70



Der heimelige
TOORUM
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Vorzügliche
Bettinhalte
vom Vertrauenshau
STEINEGGER-STOCKMANN
LACHEN-A. SEE
Seit 120 Jahren



Genau so

sorglos und helfend wie immer dank
Camelia
die ideale Reform-Damenbinde

Camelia-Fabrikatop St. Gallen - Schweizerfabrik

SCHAFFHAUSER WOLLE



J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 28 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7



Delis
erhelt
Mayonnaise
leicht verdaulich

Anferate
im
Schweizer
Frauenblatt
haben
Erfolg

DELIKATESSEN

Tafel Früchte
Weine, Spirituosen

Ruopp
ALLE FEINEN LEBENSMITTEL

In- und ausl. Spezialitäten
ZÜRICH 1, AUGUSTINERGASSE 44, TEL. 25 12 33
und Filiale: SEESTRASSE 97 Tel. 23 55 25



Märwiler
Obstessig
vorteilhaft in Preis und Qualität



Kranzfläh
GLASHALLE
RAPPERSWIL



Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
ZÜRICH 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 - Tel. 32 22 87

FRIGORREX

Kühlschränke u. Kühlanlagen
für Haushalt und Gewerbe
Erstklassige Ausführung,
Lieferung ab Lager.

FRIGORREX
AKTIENGESELLSCHAFT LUZERN
Mühlbachergasse 1, Telefon 2 22 08



Silberpolitur
Werno Silber
Poli-Argent

Das ideale Silberpflegemittel
Fr. 1.50, 3.50, 6.- ohne Wust.
In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Werno & Co. AG, Zürich

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schöneste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3. Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42



Bannho-Buffet-Zürich
Kochkunst in der Leistung
Mittelschweizerstrasse
Hofstrasse 10

berichtet hatte, schickte sie Sandrine beschämt mit den Worten fort:
— Nun besetzen Sie sich aber, um Ihre junge Braut anzufressen.
Sandrine meinte den ganzen Tag. Es waren Schreie, wie die eines kleinen Kindes, und ihr Kummer erschien uns so groß, daß wir keine Worte fanden, um sie zu trösten.
Sie unterbrach ihr Weinen, um voller Anst zu wiederholen:
— Warum nur, ja, warum nur?
Gerade am Abend zuvor war Jacques einige Augenblicke in ihrem kleinen Zimmer gewesen und hatte eine Photographie ihrer Kinder mitgenommen.
Sandrines Stirn zog sich in Falten, und ihre Stirn schienen nach innen gedrückt, als ob sie ihr Gedächtnis befragen wollte, und wieder stüßerte sie:
— Warum nur, ja, warum nur?
Schließlich schloß sie gegen die Wand gehend ein, und als die Arbeiterinnen fortgingen, weckte sie der Lärm des Stubtrüdens nicht auf.
Ich blieb, um ihr Ermachen abzuwarten und sie nach Hause zu begleiten. Frau Daliganc sprach schon davon, das Klappbett aus der Ecke zu holen, um es in der Werkstatt aufzustellen.
Sandrine erwachte beim Klauen der Türgriffe.
Es war Jacques, der kam, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war ängstlich und trug wieder Hut noch Mantel, trotz des leuchtenden und kalten Wetters.
Sandrine zitterte am ganzen Körper, als sie ihn sah. Er schritt auf sie zu und schien ihr Mitleid zu erbitten:
— Meine Sandrine!
Und Sandrine hielt ihm ihre beiden Hände entgegen,

als müsse sie ihn beschützen und antwortete gleich:
— Mein Jacques!
So blieben sie eine Weile und sahen sich an.
Das Gesicht von Jacques drückte eine so tiefe Jährlüchkeit aus, daß es mir vorkam, als ob sich zwischen ihnen nichts geändert hätte. Aber dieser Gedanke verichwand schnell, denn alle beide begannen jämmerlich zu weinen.
Sandrine machte keinen Vorwurf, sondern legte nur durch ihre Tränen hindurch:
— Wie werde ich die Kinder durchbringen?
Jacques wollte auch sprechen, doch was er zu sagen hatte, kam nicht über seine Lippen.
Seine Stimme blieb ihm in der Kehle stecken, und er drückte noch fester die Hände seiner Freundin, als genügte dies, um sich verständlich zu machen. Dann zog er heftig an der Sehne eines Stuhls, dessen Beine durch die Querbalken unter dem Tisch festgehalten waren. Er zog noch stärker, und als es ihm gelungen war, den Stuhl hervorzu ziehen, atmete er gerufen auf, als hätte er eine durchaus notwendige Sache getan. Kurz danach hatte er wieder sein furchtames Aussehen, und er hielt die Tür mit einer Bewegung, die seinen Rücken straffte.
Sandrine verlor nicht, ihn zurückzuhalten, doch in dem Moment, wo er sie verließ, um zu seiner neuen Frau zurückzukehren, glättete sie mit den Fingern seinen Hemdbrust, deren Falten brüchig waren.
Am nächsten Tag sah sie niemand mehr weinen, aber sie behielt ein nervöses Zucken um den Mund. Und alle Augenblicke irrten ihre Augen durch das Keller, als suchte sie einen verlorenen Gegenstand.
(Fortsetzung folgt)

sehe man die erschöpfte Mutter, die Luftlos Eile mit Weile spielt oder ein Silberbuch umblättert! Was ist einmal ein Ausflug ohne die Kleinen, kann sie ihn nur halb genießen, weil sie stets fürchtet, es möge ihnen etwas zustoßen.

„Oh sehe nicht ein, wie oft man die Kinder nicht irgendwie unterbringen kann, ohne deshalb gleich als Rabenmutter verdächtig zu werden. Früher brachten wir sie alle der Großmutter aufs Land, doch darf man ihr dies heute nicht mehr zumuten. Dieses Jahr zum Beispiel wird nur das Vreneli bei der Großmutter sein. Frey geht in ein Pfadi-lager und Ruedi verbringt die Ferien mit einem Freunde und seinen Eltern. — Nun müssen Sie aber nicht glauben, ich würde meine Kinder einfach andern Leuten, ob nun verwandt oder nicht, aufgeben, und mich dabei meines Lebens freuen. Als Freund Peters Eltern leihen eine Reise machen, wurde er bei uns einquartiert und besuchte mit Ruedi zusammen die Schule. Es muß immer alles auf Gegenseitigkeit beruhen, sonst erlärmt die Hilfsbereitschaft bald. Die Großmama kommt jeden Winter zu uns in die Stadt, macht ihre Weihnachts-einkäufe und besucht ihre alten Bekannten.“

„So können wir ohne hässliche Sorgen die Ferien genießen, mein Mann und ich ganz allein. Man ist sich in diesen paar Tagen wieder viel näher,

man kommt sich ganz frisch beherzigt vor und spürt eine große Entspannung. Etwa zehn Tage genießen wir unsere Umgebung, und dann holen wir die Kinder eines nach dem andern ab und feiern noch ein bißchen Ferien zuhause. Sie glauben nicht, wie entzückt die Kinder dann sind: Sie haben Neues gelernt und helfen rührend im Haushalt mit und wissen unheimlich viel zu erzählen. Es tut ihnen nämlich sehr gut, einmal länger mit andern Kindern zusammenzukommen, sie vertrauen sich naher untereinander wieder viel besser.“

„Ja, und noch etwas: Wenn die Kinder einmal groß sind, werden sie gerne Touren machen, bei denen die Eltern nicht mehr mitkommen. Genau so peinlich wie gelangweilte Kinder in einem Hotel wirken, während die sportlichen Eltern in den Ferien herumklettern, wirken ängstliche Eltern in einem Verghaus, von wo aus die Jungen ihre Touren unternehmen. Wenn es bei uns einmal so weit ist, werde ich sehr gerne in einem Bad mein Rheuma kurieren, wenn die Kinder losziehen, und sie werden mich deswegen kein bißchen weniger lieb haben. Diese Art getrennter Ferien hat gar nichts mit Pietätlosigkeit zu tun, sondern ist die einzig vernünftige Lösung eines oft diskutierten Problems.“

Kinder wollen schenken

Kinder sind, um es gleich vorwegzunehmen, unendlich geberudelt, wenn diese Veranstaltung nur ein wenig von der Mutter gepflegt wird. Schenken ist ihnen ein Bedürfnis, sie überlegen noch nicht lange, ob ein Geschenk kostbar sei oder nicht. Sie geben einfach, um Freude zu bereiten, um zu beglücken.

Schon früh will der Mensch schenken. Wenn mir der dreijährigen Tochter ein weiches, abgewaschenes Plüschkissen entgegenstreife, mit strahlenden Augenleinlein „da-da“ dazu lacht, so ist das Ausdruck erster, laute, herzliche Gefühlsregung. Und jetzt ist es so wichtig, daß ich auch meine Freude daran so richtig zeigen kann, daß das Kleine sie auch zu empfinden vermag. Wie kann ich das? Scheinbar esse ich vom Bisquit, mit ebenso strahlendem Gesicht wie das Kind, gebe es ihm wieder, auch mit „da-da“. Gleich gibt er mir es mit erneutem Juchzen wieder, das Spiel des Gebens und Nehmens wiederholt sich noch einige Male. Das Kleine bekommt so Freude am Geben. Jetzt gilt es, die einmal erwachte Freude am Schenken zu erhalten, zu pflegen, zu entwickeln. Aber das können wir nur, wenn wir immer wieder Freude zeigen, aus was auch das Geschenk bestehen mag, ob ein Grashalm, eine Blume, ein Steinchen, ein Papierstückel, oder sonst irgend eine Kleinigkeit. Es geht ja nicht um den Wert der Gabe, sondern um die Handlung als solche. Die allein ist wichtig.

Und unsere Freude! Die müssen wir immer und immer wieder neu zeigen, denn das Kind muß fühlen dürfen, daß uns seine Gabe wirklich ein Geschenk auch wenn es nichts kostet. Ich sage aber den Kleinen, daß ich immer und immer wieder lachen, oder hüpfen und eine Zeichnung aufzeichnen, oder eine alte Flasche zu einem hübschen Ding bemalen, auch ein Preis sei, den die erwachsenen Leute aus dem Geschenk herauspüren könnten, aber daß vor allem der Gedanke an sich, etwas schenken zu wollen, schon etwas Liebes und Gutes sei, an dem Gott seine Freude habe, nicht nur die Beschenkten. Vielleicht müssen wir bei einem egoistisch veranlagten Kind versuchen, unsere Freude ganz besonders überzeugend zu zeigen, damit auch es Freude am Schenken bekommt und nicht zu einem barmherzigen Menschen heranwächst und später — auch wenn er Geld hat — hilflos ist und die Gabe des Schenkenfremden nicht kennt und die Gelegenheiten zum Schenken nicht wahrnimmt.

Daß ja Weihnachten die schönste Zeit zum Schenken ist, wissen wir alle. Aber wir dürfen nicht bei Weihnachten stehen bleiben mit schenken, ebenso wenig, wie die Weihnachtsstimmung für sich jene heiligen Tage gilt, sondern fürs ganze Jahr und alle 365 Tage. Nicht materielle Gaben allein, denn darin sind wir in den letzten Jahren bald Versunken geworden, sondern vor allem sollen wir Freude weitergeben, Freude des Herzens, die wir ja so nötig haben, wie die Pflanzen die Sonne. Auch wenn man das gar nicht so gern zugeben will, ist es doch so. Der innere Mensch kann nicht einfach mit Vernunft, oder Philosophie, oder himmelstürmender Technik totgeschwiegen werden, sondern er ist da und zwar so, daß wir annehmen dürfen, er sei der wichtigere Teil von uns, weil nur er ewigkeitsgerecht hat und der materielle Mensch zur Vergänglichkeit bestimmt ist...

einmal vorgekommen, daß ich Mädchens Blumensträußchen beimgehobenen und ohne zu danken entgegengenommen und adios besetzt gelegt hätte. Ein Sträußchen, das es mit aller Liebe am Morgenrand für sein Mutti gesucht hat. Wie war ich dankbar, daß mir noch rechtzeitig in den Sinn kam, was ich zu tun im Begriffe war. Und zahn halte ich den Dank nach, während die bunten Kinder-angelegenheiten aufsteigen. Wer weiß, ob die Gebets-erleuchtung der Kleinen nicht einen empfindlichen Schock erlitten hätte, wenn ich sein Geschenk nur ungenügend hochachtet hätte. Vielleicht hätte es für lange Schaden nehmen können, denn die Kinderseite ist ein ganzes Ding. Vielleicht hätte es sogar bleibende Einwirkung haben können. Darum müssen wir bei einem Kinderbesuch doppelt aufpassen, daß wir es richtig annehmen und auch freudig dafür danken.

Ich bin nicht dafür, daß die Kinder für ihre Geschenke ihre Sparbägen brauchen, denn ich finde es sehr viel reizvoller, wenn sie etwas Selbstge-achtetes oder Selbstgemachtes spenden, sei es eine Zeichnung, ein Stoffbildchen, ein farbiger Stein, eine selbstgepflanzte Blume oder ein kleines Geschenk feinerer Natur- oder Blumenfrau, eine kleine Pflanze, selbstgelesen aus einem Geschenk erhaltenen Seidling, eine alte Parfümflasche, die sie, mit einfachesen Tuppen bemalt, in ein neues Kleid gefolgt haben. Warum sollte ich nicht die Rechte aus dem Peter eigens für mich angefertigt aus Gänseblümchen oder Margueriten oder gar Rosenblättern? Stolz ist er daran und hat eine Riesenfreude, daß ich sie frage. Was macht es, daß meine Nachbarin deshalb leise lächelt. Und warum sollte ich an Peters Kartoffelblütenfrau nicht ebenso Freude haben, wie an einem köstlichen Orangenwein? Ich glaube, bei näherem Besehen würde es sich sogar zeigen, daß beide der gleichen Familie angehören. Und Peter schenkt mir Selbstgeleitetes, weil sie so schön sein und er mir eben nicht aus Gänseblümchen, Samenpflanzen, Steinlein, Margueriten, Stabionen, Wohnblumen und die andern Wiesensüßlingen alle bringen könne. Er möchte immer wieder Anderes, Neues schenken. Wehe, wenn ich die ersten Walderbeeren nicht annehmen wollte von ihm, sie zurückweisen würde mit der Bemerkung, sie würden ihm besser tun als mir. Die Freude am Kind wäre für ihn dahin und ich hätte ihn zudem noch um die Möglichkeit gebracht, mich bescheiden zu können. Man darf die Freude des Kindes am Schenken nicht trüben, auch wenn es uns einige Leberwindung kostet, das Geschenk anzunehmen. Ich denke da nur gerade an die Birne, die Peter aus seiner Hosentasche zog und mir, mit Druckstellen bedekt und offensichtlich wach von seiner Hosentasche, schenkte. Er hatte sie von seinem Freund bekommen und hätte früher lieber selber gegessen als ich. Aber er wollte sie mir schenken und ich mußte sie vor seinen Augen verpacken. Erst dann war er ganz glücklich.

Schenken wir darum, so viel wir können und wo immer wir können, Freude zu bereiten, zu schenken, aus vollem Herzen, uns mit ihnen freudig am Glücksgefühl, das Schenken zu vermitteln vermag.

MILLY Adermann.

Schweizerischer Dienstboten- und Angestellten-Verband

In letzter Zeit wurde sehr viel über das Dienstbotenproblem geschrieben. Sehr wahrscheinlich wurde darüber noch viel mehr gesprochen. Das wäre alles in Ordnung, wenn damit auch etwas erreicht worden wäre. Aber leider ist das nicht der Fall. — Ungeachtet dieses Mißverständnisses darf das Dienstbotenproblem nicht beiseite gesteckt werden. Es muß doch gelöst werden! Und zwar muß nach einer Lösung gesucht werden, die den Arbeitgeber und die Dienstboten befriedigen kann. Gerade deshalb, weil zwei Parteien an einer rechten Lösung interessiert sind, so müssen wir den Weg zueinander finden und gemeinsam die schwersten Fragen zu behandeln.

Der Schweizerische Dienstboten- und Angestellten-Verband sucht und wünscht mit den Frauenerneuten des Bundes Schweizer Frauenvereine in Verbindung zu kommen, um so gemeinsam das Dienstbotenproblem anzupacken und zu lösen. Möge dieser Wille gesiegt werden zum Wohl und Segen der Dienstboten und der Arbeitgeber.

Das Schweizerische Sekretariat des Dienstboten- und Angestellten-Verband stellt allen Frauenerneuten gerne

einen Referenten des Verbandes zur Verfügung. Dieser wird die Wünsche und Anträge des Verbandes erläutern und begründen und veruchen, so eine Dispositionsgrundlage zu schaffen. Wir freuen uns, wenn recht zahlreiche Beteiligungen und Anfragen eingehen und werden uns bemühen, dem Problem als auch den Mitarbeitern an dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Das Sekretariat, Romanshorn.



Glück des Daseins. Alfred Häufiger. Rastler-Verlag, Zürich.

„Infernoroman“ nennt sich dieses zauberhafte Buch, und es wird den Tierfreund, den Wissenschaftler und den Freund schöner Prosa gleichermaßen beglücken. Ein Pfauenauge, eine Grille und eine Libelle leben ihr eigenes geheimnisvolles Leben und genießen das Glück des Daseins auf ihre Weise: Sommertrunten, von Blume zu Blume gaulend, Vanessa, der Schmetterling, der Boet Gryllus daneben als bestimmter Jagdfeld in Wienland, und endlich Helgna, die Libelle, als fliegende Kampferin über dem trägen Wasser eines stillen Weihers. Sie alle erleben nicht wie in den üblichen Tierbüchern eine banale Veremenschlichung, sondern werden wie durch ein Mikroskop sehr eingehend und liebevoll betrachtet. Alfred Häufiger besitzt aber nicht nur ein scharfes Auge, sondern ein sehr feines Sprachinstrument, durch welches das kurze Inlebensleben mit einem poetischen Hauch überglänzt wird. Wie schön ist zum Beispiel der letzte Tag der Libelle Welschna geschildert:

„Die Luft flutet in herber Kälte. Es flimmert darin wie um unendlich kleinen, ganz scharfen Wesseln. Es ist ein festlicher Abend, hell wie ein Diamant ist die Luft, und durchsichtig bis in die fernsten Fernen. Welschna steigt geradewegs auf die Sonne zu, die als glühender Ball über den Hügel hängt.“ — Diese kleine Probe spricht mehr als viele Worte von der Qualität des Buches, in dem die Menschen keine Rolle spielen, das ihnen aber glückliche Ruhe und Entspannung schenkt, wenn sie sich darin vertiefen.

Der Fall Angerer Bremien. Dagmar Edquitt. Aus dem Schwedischen überlegt von H. J. Kaefer. Dreil Fühl Verlag, Zürich.

In den letzten Jahren, besonders seit dem Krieg, sind die Schweden nicht nur mit ihrer jungen Film-industrie vor die Welt getreten, sondern sie haben auch einige literarische Neuschöpfungen zu verzeichnen. Doch wie der Film von einer bestimmten Art Sittendrama nicht mehr loszukommen scheint, so leidet auch der Inhalt der Romane in ähnlicher Richtung:

„Angerer Bremien“, die Tochter eines Offiziers und nach hiesigen Verhältnissen erzogen, wird von einem Unbekannten verunglückt. Ihre ganze Weltanschauung wird dadurch erschüttert, und nach einem Jahr, wie sie den Mann plötzlich wieder vor sich sieht, erschließt sie ihn. Das Gerüst schied sie zur Beobachtung in eine Herrenbesenanstalt, wo ein Arzt und Psychiater ihre Seele wieder tröstet und auf den rechten Weg führt. Als seine Frau vermag sie ein neues Leben zu beginnen.

Da die Verfasserin lange Zeit in einem Hospital für Geisteskranken arbeitete, vermag sie die Verhältnisse recht gut zu schildern. Der Aufenthalt in der Geistesanstalt nimmt denn auch den weitaus größten Raum des Buches ein. Sonst aber hinterläßt der Roman etwa den gleichen Eindruck wie die Schwedenfilme: Man ahnt eine ge-staltende Kraft, die jedoch ihre Form noch nicht gefunden hat. Zwar enthält die breite Schilderung des Sanatoriums so viele retardierende Momente, daß man leicht ungeduldig dem Schluß zusträbt, um den immer wieder geschnittenen Knoten des Konflikts endlich einmal sich lösen zu lassen.

Es ist viel Hunger in der Welt. Walter Marti. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich.

Es gibt viele Frauen wie diese Anni Suter-Baumann, die, in guten Verhältnissen aufgewachsen, sich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt sehen, ihr Leben zu verdienen und einen Zusammenbruch ihrer ganzen Weltanschauung erleben, die sie bisher so bequem und selbstzufrieden ausüben ließen.

Die große leidliche und geistige Einseitigkeit dieser Frauen hat Marti sehr treffend zu schildern gemocht, ebenso ihr Aufstehen, wenn so einer Vereinsamten und Hoffnungslosen wieder ein Mensch sich nähert, mit dem sie erst Zeitfragen diskutiert (das Buch spielt in der Gegenwart), dem sie dann ihre Lebensgeschichte anvertrauen kann und mit dem sie schließlich eine bessere Ehe einget, als ihre erste gemeldet ist.

Das Buch könnte gefallen, wenn ihm nicht ein toller moralisierender Unterton eigen wäre, der in den Gesprächen der handelnden Personen wie in den Betrachtungen des Autors mitschwingt, doch wird die Leserin sicher vielen Frauen in ähnlicher Lage Trost und Unterstützung bieten.

Der rote Pony. John Steinbeck. Einzig autorisierter Übertragung aus dem Amerikanischen. Steinberg Verlag, Zürich.

Das bestannete Wert Steinbecks ist wohl „Der Mond ging unter“, und eines der wenigen Kriegsbücher, die den Krieg überdauern werden. Das Steinbeck aber mehr als ein Schriftsteller ist, beweist er mit dem vorliegenden Bande, das ein gutes Dutzend teilweise zusammenhängender Erzählungen vereinigt.

Die am weitesten ausgeplottene Geschichte ist die des roten Pony und seines kleinen Herrn Tody, eine Tiergeschichte von großer Anmut und Innigkeit. Tody hat sich seinem Vater, einem kleinen Gutsbesitzer in Selawin Valley, für einen ganzen Sommer verdankt und arbeitet von früh bis spät wie ein Stute, um im Herbst das Füllen zu erhalten, das die Stute Melie austrägt. Dieser arbeitsreiche Sommer, das Warten auf das erlebte Füllen, die Angst des Jungen um das Muttertier, ist, von Steinbeck so lebendig gestaltet worden, daß man ihn so wenig verzagt wie die andern Geschichten, die das Buch beinhalten.

Da ist Tody, der Bär — ein armer Geisteskranker von bärenhaftem Aussehen, der die unheimliche Gabe besitzt, ganze Gefährde im selben Augenblick, mit dem selben Ausdruck zu wiederholen, ohne jede Abmüdung, was er damit den schauernden Zuhörern enthüllt; und da ist Mite, der geholt hat, einen Nezer zu lynchen, und da ist schließlich die einfache und lustvolle Schilderung eines Frühstücks im Freien, vor einem Zell und



Das GOLDENE SIEGEL ist das Abzeichen der Flüchtlingshilfe-Sammlung!

Einmal will der Flüchtling weiter - Sei auch DU ihm Wegbereiter!

Sendel auf Postcheck VIII 33 000 Zürich für die Flüchtlingshilfe-Sammlung!

einem primitiven Herd, der glüht „wie eine Blutorange“. Diese Schilderung umfaßt nur vier Seiten, doch ist das Wesentliche da: Die Ruhe und Zufriedenheit unkomplizierter Menschen, die mit einem Fremden ihr Glück teilen.

„Zum Glück, möchte man gerne, bringt uns Steinbeck Menschen in seinen Büchern, und nicht die üblichen Schablonen des Amerikaners, die wir aus den vielen Bestsellern schon so grenzenlos satt haben. Wie gesagt, „Der rote Pony“ ist eines der schönsten Bücher, die je aus dem Amerikanischen überlegt worden sind. uhu.

Abenteuer in London. J. B. Priestley. Aus dem Englischen übertragen von H. E. Baasche. Pan-Verlag, Zürich.

Stoff zu einem Film, einem guten Unterhaltungsfilm mit fünfzigjährigen Witwensüberlegungen, spannenden Geschehnissen und einem großen happy-end:

Zwei romanische junge Verliebte, Rose und Edward, suchen, verlieren und finden sich wieder in der riesigen Stadt London, die sie wie ein Labirinth aufnimmt und zu einem der Millionen Mädchen macht, die in ihrem Getriebe arbeiten. Die Stadt ist es, die sie immer wieder bedröht, diese ruhelohe und gefährliche Stadt mit ihren trostlosen Unterkünften und betäubenden Vergnügungen, mit ihren Straßentäpfern und Streits (wir befinden uns in den fieberhaften Kriegsjahren) und ihrem brutalen Egoismus. Durch Verletzungen und unglückliche Zufälle aller Art verlieren sich die beiden jungen in die Fänge der Londoner Unterwelt. Im großen Eifer laudet ein Kapitel die Methoden des Mädchenhandels ab, dem Rose fast zum Opfer gefallen wäre, hätte der finstige Edward nicht mit Detektivgefühl und dem letzten Sinn des Lebenden die Verbrecherhölle entdekt und seine Rose befreit. Sie beide wollen nun, daß sie nie mehr verlieren werden und bilden in eine Zukunft, die sie fern von London in einem kleinen Sanftmütigen verbringen wollen.

Die Handlung an sich möchte fast banal und könnte einem Detektivroman entnommen sein, doch hebt die gekonnte Schilderung der Großstadt und ihrer Menschen, vor allem aber die kleinen beisehenden Wahrheiten und Randglossen Priestleys das knapp fünf-hundert Seiten starke Buch doch auf ein höheres Niveau. uhu.

Veranstaltungen

Bern: Frauenfilmkreisverein. Donners-tag, den 26. Juli 1945, 20.15 Uhr, Sommerzusa-mmentunst in der Inneren Enge.

RadioSENDUNGEN für die Frauen

sr. In der Sendung „Notizen und probiers“ werden Montag den 23. Juli um 13.30 Uhr folgende Kapitel behandelt: „Gepliegte Fraue, Reine - Magelpliegte in der Einmüdigkeit“ — „Das neue Rezept“ — Fragen Sie — mir antworten“. Dienstag den 24. Juli um 22.10 Uhr spricht Ella Steinmann über „Die eherrama ab-jenden Kinder erziehlen mir“. Mittwoch den 25. Juli um 12.40 Uhr steht die Sendung „Für die notleidenden Mütter“ auf dem Programm. Donnerstag den 26. Juli um 13.25 Uhr spricht „Für die Hausfrauen“ Regina Wiedmer „Som-Ballster Schaf zur Ballster Woll“. Am Freitag „Reiner Staatsbürgerkurs für die Hausfrau und Mutter“ behandelt Samstag den 28. Juli um 17.45 Uhr Dr. Erta Riffi das Thema „Der Beitrag der Frauen in der Kriegsgesell.“

Reaktion

Dr. Iris Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Tele-phon 24 50 80, wenn keine Antwort 24 17 40.

Beleg

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elfe Jüstin-Spiller, Riedberg (Zürich).

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 Zentrale Lage
Tel. 5 77 22

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepliegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst